

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 7

Artikel: Die vier heiligen Dreikönige
Autor: Ganghofer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die vier heiligen Dreikönige.

Von Ludwig Ganghofer.

Seit Wochen hatte der kleine Schluckerfranzl ein hartes Leben. Nicht etwa, weil er mehr als bisher die Bitterkeit des Daseins verspürte, welches die nicht immer gut gelaunte Vorsehung ihm und den Seinen zubestimmt hatte. Und es wäre ihm ein bißchen Unzufriedenheit hierüber doch sicher nicht zu verdenken gewesen. Seine Mutter war die Schlucker-Bastlerin — ein Name, zu dem sich eine ganze, allerdings nicht sehr lustige Geschichte schreiben ließe. Ihr Mann hatte sich als Holzknecht im wahrsten Sinne des Wortes durch das Leben geschlagen, und da er Sebastian hieß und ein gar armer, notiger Schlucker war, nannten sie ihn im Dorfe nur den Schluckerbastl. Er war aber nicht nur ein armer, sondern auch ein braver Schlucker, der sich für Weib und Kinder die Finger blutig arbeitete, bis ihn ein stürzender Baum erschlug und aller irdischen Plag und Sorgen ledig machte. Von nun an hatte die Bastlerin mit ihren Kindern ein noch härteres Weissen am Leben, und im Schluckerhäuschen gab es selten etwas anderes zu kosten als ungeschmalzene Brotsuppe und Erdäpfel mit der Montur.

Aber was für die Bastlerin Kummer und Bitternis war, das war ein Gleiches nicht auch für ihren Franzl. Sein leichtes Kindergemüt tauchte durch alles kalte Dunkel immer an die warme Sonne, sein unsterblicher Knabenhunger zauberte ihm Brotsuppe und Erdäpfel in die köstlichsten Leckerbissen um, und auch außerdem hatte er alle Ursache, sich als kleiner Herr und König zu fühlen. Waren doch im schönen Sommer alle Straßen und Pfützen des Dorfes sein unbestrittenes Erb und Eigen, der grüne, weite Wald mit den singenden Vögeln, die blumigen Wiesen mit den schlupfigen Hecken und der silberne Bach mit den Weidenstauden, darauf die Maienpfeifen wachsen. Und im Winter, welcher gerade weiß und glitzernd über dem Dorfe lag, gehörten dem reichen Schluckerfranzl alle Schlei- und Schlittenbahnen und die endlosen Felder mit all dem vielen Schnee, den tausend Hände in tausend Jahren zu Schneebällen nicht völlig verarbeitet hätten.

Nein! Was dem Franzl seit einigen Wochen das Leben erschwerte, das war nicht aus dem dünnen, knauserigen Boden seines Daseins in ihn hineingewachsen — das kam nur von den Aufregungen her, welche diese Wochen über ihn

gebracht hatten. Zuerst die ebenso qual- und zweifelvolle, wie hoffnungsreiche Frage, was ihm das Christkindl bescheren würde! Und als diese Frage mit einer grobwilligen Ohrenkappe, einem Täustlingspaar, sechs Äpfeln und zwanzig Nüssen befriedigend gelöst war, stand Franzl in peiniger Spannung schon wieder vor einer zweiten Frage: was ihm wohl das „Neujahrswünschen“ beim Pfarrer, Lehrer, Förster und Bürgermeister eintragen würde? Auch diese Aufregung löste sich zu Franzls Zufriedenheit.

Aber gleich der Abend des Neujahrstages brachte eine dritte, nach Wichtigkeit der Sache entsprechend gesteigerte Aufregung über ihn. Da saß er in der von einem brennenden Kienspan trüb erhellten Stube träumend hinter dem rissigen, nicht allzu warmen Kachelofen. Und da fiel ihm plötzlich ein Gedanke an, und mit einem vor Erregung heiseren Stimmchen fuhr er in die Höhe: „Mutterl! Du! Heuer möcht ich auch ein heiligen Dreikönig machen! Jetzt bin ich alt genug dazu, gelt Mutterl, gelt?“

„Ja, Franzerl, ja,“ sagte die Bastlerin, die mit schwerfälligen Händen an einem Strumpfe stopfte. Weshalb auch hätte sie ihrem Buben diese Freude versagen sollen? War's doch eine billige Freude. Auch dachte sie an die guten und nützlichen Dinge, welche Franzl für sich selbst, für seine kleinen Geschwister und fürs Haus vom „Dreikönigsritt“ mit heimbringen konnte. „Ja, Franzerl, ja,“ sagte sie, „mußt dich halt morgen gleich um die zwei anderen umschau'n und mußt dein Königsprüchlein recht schön und fleißig lernen!“ — Franzls Augen leuchteten, und nun half der Mutter kein Weigern, sie mußte gleich beginnen, ihm das Königsprüchlein vorzusagen, das er mit einer Andacht nachbetete, als wär's das heilige Vaterunser. Dann kam für ihn eine schlaflose Nacht; unermüdblich plapperte er die paar Reime herunter, die er sich schon gemerkt hatte, träumte sich dabei in seinen Königsstaat hinein und sah sich schon „mit Schätzen reich beladen“ am Abend des Dreikönigstages heimkehren von den Nachbardörfern und den einsam liegenden Bauernhöfen. Aber die stille Freude dieser Nacht wandelte der nächste Tag in bittere Kummernis. Am Morgen rannte er davon, um sich zwei Könige als Kameraden zu suchen — und kam gegen Mittag mit verweinten Augen zurück.

„Ja, Franzerl, geh, weswegen weinst denn jetzt?“ fragte die Bastlerin.

„Weil mich keine net mitgehn lassen mögen,“ schluchzte das Bürschlein in untröstlich scheinendem Jammer. „Ich tät ihnen z'lumpig ausschauen, haben s' alle gesagt... ja... und überall sind schon alle drei beinander!“

Die Mutter tröstete ihren Schmerzenreich, versprach ihm Hilfe, und richtig, am Abend schon brachte sie ihm die gute Nachricht heim, daß der Schreiner ihr zugesagt hätte, den Franzl mit seinen zwei Buben gehen zu lassen. Und sogar den allerschönsten unter den heiligen drei Königen dürfte er darstellen: den schwarzen, den Mohrenkönig! Wenn jetzt der Teufel in Gestalt des Schreiners dem Schluckerfranzl erschienen wäre und gefordert hätte: bete mich an — der Franzl hätte es ohne Zögern getan.

Drei Tage vergingen, reich an Spannung, Sorgen und Aufregungen. Das Königsprüchlein war in seiner ganzen Länge zu lernen, und der Ornat des Mohrenfürsten mußte genäht, gewaschen und gekleistert werden. Endlich war alles in Ordnung und auch die letzte Nacht vergangen. Grau lag der Wintermorgen noch vor den Fenstern, da hatte Franzl schon seine Suppenschüssel ausgelöffelt und stand nun vor der Mutter, um sich als Mohrenkönig „g wanden“ zu lassen. Vor allem wurde er nach Möglichkeit warm angezogen. Er hatte ja vom frühen Morgen bis in den späten Abend umherzustapfen in Schnee und Kälte. Dann wurde ihm der weiße, den übrigen Anzug völlig verhüllende Königstalar angezogen, den die Bastlerin aus einem Hemde ihres seligen Mannes zurechtgeschnitten und dessen verwaschene, zundermürbe Leinwand sie über und über mit roten, blauen und gelben Papiersternchen beklebt hatte. Begürtet wurde er mit einem Stricklein, in welches die Henkel der blechernen Sparbüchse und des kleinen Schmalztopfes eingeschlungen waren. Das frische, hübsche Bubengesicht wurde ihm mit Rienruß angestrichen, so daß es seltsam zu den blonden Ringelhaaren kontrastierte; auf den Kopf bekam er die wollene Ohrenkappe, an welche die goldene Papierkrone angenäht war, an den linken Arm ein mit Heu gefülltes Körbchen für die Eier, auf die rechte Schulter den kleinen Zwerchsaß für die Wecken, Kleben, Äpfel und Nüsse — und Balthasar, der heilige Mohrenkönig, war fertig.

Als Franzl das Schluckerhäuschen verließ, da

strahlte er, als wäre er nicht einer der „Magier“, sondern leibhaftig ihr goldener Stern. Dieser strahlende Glanz aber wurde jählings zu trübem Wasser, als Franzl den Schreinerhof erreichte und dort erfuhr, daß die anderen Könige — diese heimtückischen Pharisäer — schon auf und davon wären ins nächste Dorf.

„Ja mein, Franzerl“, sagte die Schreinerin, „ich hab glaubt, du bist schon dabei, weil schon drei beinander waren... und ein Schwarzer auch!“

Wie versteinert starrte das Schluckerle, vom Bock gestoßen, eine Weile vor sich hin, bis es die Frage herausgurgelte: „Wo zu... sind s'... denn... gängen?“

„Da, d'Straßen gradaus!“

Jetzt fing Franzl zu laufen an, was ihn seine kurzen Beinchen nur trugen. Das machte sich, soweit die Häuser reichten, noch ohne Mühe. Draußen auf dem offenen Feld aber, wo der Schnee tiefer lag und die Straße häufig ganz verweht war, hatte er ein bitteres Marschieren, und die Schweiß- und Tränenbächlein, die ihm über die Wangen rannen, gruben ihm blasse Furchen in sein schwarzes Mohrengeſicht. End-



Spoleto, Kathedrale.

Phot. A. Perbellini.

lich sah er hinter einer dichten Hecke den goldenen, vom König Melchior auf einer dünnen Stange getragenen Kometen glänzen. Franzl



Assisi, Tempel der Minerva.

Phot. A. Perbellini

ließ, was er laufen konnte — jetzt schwenkte er um die Ecke — und richtig, es waren ihrer drei; die zwei Schreinerbuben und der zehnjährige Schustermichel als Mohrenkönig. Anfangs schien es, als wollten die Weisen aus dem Morgenlande vor dem Schluckerle Reißaus nehmen; aber sie besannen sich eines anderen. Sie ließen den Franzl herankommen, und bevor er noch ein Wort über die Lippen brachte, begannen ihn die zwei Schreinerbuben wegen seines Zuspätkommens — und er war doch eine Stunde früher als ausgemacht gekommen! — in einer Weise abzukanzeln, daß ihm vor Angst und Schrecken das Päpflein hinunterfiel. Als sie ihn nun so ganz zerknirscht vor sich stehen sahen, fingen sie wieder gütlich mit ihm zu reden an und erlaubten ihm großmütig das Mitgehen.

„Ja, aber da muß der Michel wieder heimgehen!“ schmolte das Schluckerle.

Davon aber wollte keiner der drei Weisen etwas wissen; und so entschied man sich, daß die

heiligen drei Könige für diesmal eben zu vieren ausrücken sollten — aber, sagte der Schustermichel unter lebhafter Zustimmung der beiden Schreinerbuben, eine Bedingung wäre noch dabei: es wäre von jeher so gewesen, daß der jüngste König das Reisegepäck seiner gekrönten Kameraden getragen hätte.

„No ja . . ., wann's halt sein muß!“ stotterte das Schluckerle und lud die Eierkörbe und Zwerchsäcke der anderen auf seine Schultern und feuchte hinter den dreien einher, wie das gute Geselein, von welchem in der heiligen Schrift des öfteren zu lesen steht. Wollten seine Beinchen ermüden, dann wurde er mit Schneebällen gespornt, aber nicht etwa in den Flanken, sondern hinter den Ohren und im Nacken. Batsch! Wie das klatschte! Und es klebte, wie angefroren. Ein Gutes war aber doch bei der Sache: daß dem Schluckerle hübsch warm blieb, derweil die anderen Könige vor Kälte mit den Zähnen klapperten. Die Felder nahmen ein Ende, es kam der Wald, durch den sie ein halbes Stündlein zu wandern hatten, dann zeigten sich, zwischen Hecken und beschneiten Bäumen, die Dächer des Dorfes, in welchem sie das „Königsreiten“ beginnen wollten.

Nun nahmen die drei Weisen dem Franzl ihre Sachen ab. „Sodala!“ sagten sie — das heißt soviel als: jetzt sind wir fertig miteinander — dann rannten sie über Kopf und Hals davon, und der Schustermichel gab dem Schluckerle noch aus privatem Konkurrenzneid einen Stoß vor die Brust, daß es in einen mit Schnee überwehten Graben purzelte.

Als Franzl wieder auf die Füße kam, sah er, daß der Schmalztiigel zerbrochen und die goldene Krone bedenklich zerknittert war. Bitterlich hub er zu weinen an, und dabei trollte er langsam dem Dorf entgegen, obwohl er nicht wußte, was er dort eigentlich suchen sollte. Er als einsichtiger König konnte doch nicht ans „Reiten“ denken. Aber die Vorsehung dachte für ihn. Denn als er zum ersten Hause kam, lag die Bäuerin noch im Fenster, ein altes Weiblein mit freundlichem Runzelgesicht, und da entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Ja, Bueble, wer bist denn, und wo kommst denn her?“

„Der Schluckerfranzl heiß i, und ein heiliger Dreikönig bin ich.“

„Ja, wo hast denn deine zwei anderen Könige?“

„Die sind mir davongelaufen und haben mich in die Gähwinden einigeworfen.“

„Ja warum denn?“

„Weil s' mich net mögen haben.“

„Ja geh! Das sind aber Schlanke! Aber schau, mußt net weinen, Biëble! Bist ja so ein schöner König, ah, ah, gewiß! ein mordschöner noch dazu! Und kannst ja allein umreiten auch! So geh, komm her und fang zum Singen an!“

Mit nassen, schüchternen Augen kam das Schluckerle näher, machte, wie es die Sitte von einem Dreikönigsreiter heischte, vor dem Fenster der Bäuerin ein paar Galoppsprünge, die freilich recht müd und traurig ausfielen, und begann, von Schluchzen immer unterbrochen, sein Königsprüchlein herzusingen:

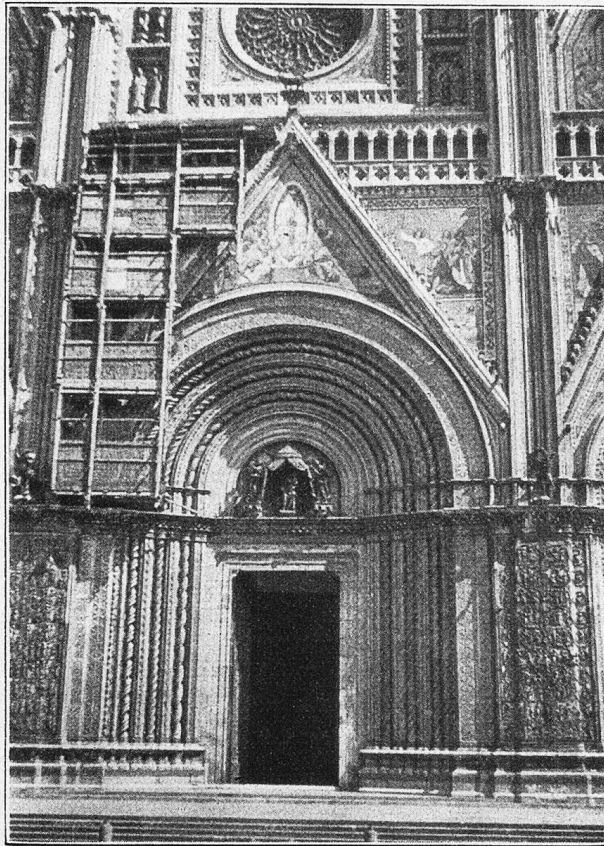
„Die heiligen drei König mit ihrem Stern,
Die essen und trinken und zahlen net gern,
Sie reiten auf ein weißes Roß
Vor jedes Haus, vor jedes Gschloß
Und tragen um zum Stopfen
Einen leeren Sack und klopfen
An alle Fenster, alle Türn,
Ob s' net ebbes kriegen wern.
Draus in Tenna
Laufn die fettn Henna,
Droben in First
Sangen die Würst,
Gebt's mir die langen,
Laßt die kurzen hangen!
Nekzen raus, Nüechle raus,
Oder ich schlag ein Loch ins Haus,
Äpfel raus, Birn raus,
Geh mer in ein anders Haus!
Klopf an, klopf an,
Die Bäurin hat ein schöna Mann,
Die Bäurin is die schönste Fra,
Was sie hat, das gibt s' mir a...a...a...“

Gerade beim Schluß seines Liedes stieß ihn der Bock noch einmal, so daß er das letzte Wort ausquieckste, wie eine stehende Spieluhr ihren letzten Ton.

Die Bäuerin lachte, daß ihr die Schultern wackelten. „Ja, Biëble, geben tu ich dir, was ich hab!“ Damit verschwand sie vom Fenster und erschien nach einer Weile mit gefüllter Schürze unter der Tür. Einen Becken, eine dicke Wurst, einen Rinken Nekenbrot, zwei Eier, Äpfel und Nüsse, das alles gab sie dem Schluckerle, und zu guter Letzt ließ sie noch einen Sechser in seine Sparbüchse klappern.

Franzl weinte noch immer, aber jetzt vor heller Freude, und so zog er weiter mit seinem scheckigen Gesicht, von Haus zu Haus, und überall beschwerte ihm die rührende Geschichte seines einsichtigen Königtums den Korb, die Klapperbüchse und den kleinen Zwerchsaß. Im Wirtshaus bekam er, da es gerade Mittag war,

eine warme Suppe und ein riesiges Stück Gugelhupf, das er mit einer gewissen Ehrfurcht verzehrte. Dann ging das „Reiten“ von neuem



Orvieto, Hauptportal des Domes. Phot. A. Verbellini.

an, von einem Bauernhof zum andern, und was für Franzl bisher ein Segen gewesen war, begann nun zum Übel für ihn zu werden. Korb und Zwerchsaß wurden immer schwerer, so daß er sie kaum mehr zu schleppen vermochte. Und wenn ihm das Tragen auch Stirn und Wangen mit Schweiß übergießte, so machte ihm doch die Kälte alle Finger starr, das Waten im Schnee die Füße steif und schwer. In seiner Freude und kindlichen Sorglosigkeit hatte er auch nicht eher an den Heimweg gedacht, als bis es zu dämmern begonnen. Er war nur plötzlich darüber erschrocken, daß sich der Himmel mit einmal so dunkel ansah, und da gab er das „Reiten“ auf, obwohl noch einige große Bauernhöfe verlockend in der Nähe standen, und feuchte über einen Feldweg der heimwärts führenden Straße zu. Als er sie erreichte, fing es zu schneien an. Alle hundert Schritte verhielt er sich, um zu rasten und den Schnee von sich abzuschütteln. Sein gestirntes Königshemd war bis an die Hüften durchnäßt und wickelte sich beim Gehen

hindernd um seine Knie. Er quälte sich ab mit seiner Last, und doch begann auf seinem Gesicht der Schweiß zu trocknen, und stechend drang ihm die Kälte in alle Glieder. Einmal kam ihm der Gedanke, Korb und Zwerchsaß auf der Straße liegen zu lassen und nur heimzulaufen, was er noch laufen könnte. Aber es war ihm leid um all die guten Sachen, und so schleppte er sich frierend mit ihnen weiter und meinte dazu ein Gefäßlein ums andere. Bis in die Mitte des Waldes kam er, dann war es zu Ende mit seiner Kraft.

Eine Weile blieb er zwischen Korb und Zwerchsaß laut schluchzend auf der verschneiten Straße sitzen; dann zog er sich und seine Schätze unter eine Tanne, kratzte den Schnee von den Wurzeln und lehnte sich an den rauhen Stamm. Vielleicht hoffte er, daß jemand des Weges kommen und ihn mitnehmen würde. Und weil ihn hungerte, suchte er mit seinen steifen Händen einen großen Apfel und ein Stück Klezenbrot und begann zu kauen. Er zitterte an allen Gliedern, wie Eiswasser rannen ihm die Tränen auf die Lippen; aber Brot und Apfel schmeckten ihm, und als er den letzten Bissen verzehrt hatte, befiel ihn die schlaffe Gedankenlosigkeit

der Übermüdung, er tat einen tiefen Atemzug und schloß die Augen.

Dicht fielen die Flocken, ein Viertelstündchen um das andere verstrich, und immer noch hielt das Schluckerle die Augen geschlossen, wie in tiefem Schlaf.

Aber nein! Wie konnte Franzl schlafen, wie konnte er die Augen geschlossen halten? Er sah ja doch — sah wirklich und wahrhaftig, wie statt der grauen Nacht, die just noch über allen Bäumen gelegen, ein helles Licht den ganzen Wald durchzitterte. Nur so kalt war dieses Licht — es leuchtete so schön und goldig wie die Sonne, und dennoch war dem Franzl, als hätte er statt der Arme und Beine vier große, lange Eiszapfen am Leibe hängen. Nur um die Stirne ging es ihm wie ein feuriger Kreis. Da war wohl die Königskrone, die ihn so drückte, und ihr „fuiriges“ Gold! Er wollte mit beiden Händen nach seinem Kopfe fassen — und konnte doch kein Fingerlein rühren.

Nicht rühren können! Das ging ihm ins Herz, als hätte sich eine kalte Hand darum gelegt. Wenn jetzt der Schustermichel und die Schreinerbuben kämen, um sich über seinen Korb und seinen Zwerchsaß herzumachen — er



Dom zu Orvieto, Detail des Portales.

Phot. A. Perbellini.

müßte zusehen und könnte sich nicht wehren. Angstvoll starrte er in den wie Feuer leuchtenden Wald, und da war es ihm, als vernähme er Schritte und laute Stimmen — und wahrhaftig — dort kamen sie — drei Könige, mit goldenen Kronen und schneeweißen Kitteln angehan. „Mutterl! Mutterl!“ wollte das Schluckerle schreien, aber seine Lippen blieben stumm, nur seine Zähne klapperten.

Jetzt standen sie vor ihm — aber das waren nicht die Schreinerbuben und der Schustermichel — das waren drei große, großmächtige Könige, noch größer ein jeder, als dem Schluckerle sein Vater gewesen war, und der allergrößte war der Mohrenfürst. Sie alle hatten lange, weiße Bärte, und ihre Kronen schimmerten, als wären sie aus der Sonnenscheibe herausgeschnitten.

„Seh, Melcher, da schau her,“ sagte der schwarze König zu einem seiner Kameraden, „das Büeble da schau an!“

Und der Melcher beugte sich über das Schluckerle, streichelte ihm mit eiskalter Hand die Wangen und fragte: „Ja, Büeble, wer bist denn und wo kommst denn her?“

„Ein heiliger Dreikönig bin ich,“ hauchte Franzl.

Da lachten die drei Könige, und der schwarze sagte: „Wie kannst denn du ein heiliger Dreikönig sein? Die heiligen drei König sind ja wir... gewiß wahr... ich bin der Balthasar, und das is der Melcher, und der ander is der Kasper.“

„Ich möcht aber auch einer sein... ich hab mich so viel darauf gfreut.“

„So schau, es geht halt net. Wir täten dir ja gern den Gfallen. Aber vier heilige drei König kann's ja net geben. Aber, weißt was... mir fällt was ein... der Schustermichel, so ein Lausbub da, der hat uns unsern Stern davontragen! Und wir können doch net heimgehn ohne Stern. Magst unsern Stern net machen, Büeberl... ein ganz ein schönen Stern?“

„Ja, gern, ich mag schon, ja... aber... wer tragt denn nachher mein Körbl und mein Sack?“

„Der Melcher und der Kaspar... is dir's recht?“

„Ja, ganz recht... und... ich mach den Stern... ganz lüftig wird's mir schon... und ganz warm... ich spür schon, wie ich brennen tu als Stern...“

„No also, komm!“ Dazu winkte der Mohrenkönig mit dem Finger, und Franzl fühlte, wie die Eiszapfenarme und die Eiszapfenbeine von ihm abfielen — er sah sich mitten in einer Kugel sitzen, die ganz aus Feuer war und doch so hell wie Glas — nach allen Seiten schossen die Strahlen, und mitten aus seinem heißen Herzen kam's herausgewachsen, eine lange, lodernde Garbe.

„Jegerl, jegerl,“ lachte das Schluckerle, „mir wachst die fuirig Ruten schon!“

„Gelt, das is schön!“ nickte der Mohrenfürst, und dann fingen die drei Könige zu wandern an, aber nicht die Straße entlang, sondern aufwärts von der Erde, über die Gipfel der Bäume hinaus, immer höher, und das Schluckerle flog ihnen voran und jubelte: „Ein Stern... ich bin ein Stern... und fliegen kann ich... fliegen...“

Aus dem nachtgrauen Himmel sanken die weißen Flocken in wirbelndem Falle nieder auf die Bäume. Lautlose Stille lag im verschneiten Wald. Nur manchmal, wenn einer der schwer gedrückten Äste die weiße Last nicht mehr zu tragen vermochte, dann ließ sich ein leises Rühren vernehmen, ein sachtcs Rieseln und das dumpfe Klatschen des fallenden Schnees. Stunde um Stunde verrann — und dann gegen Morgen verstiegte das Gewirbel der Flocken. Es klüfteten sich die Wolken, und durch eine Lücke, in der sie den schon erbleichenden Himmel zeigten, leuchtete noch mit zitterndem Gefunkel ein großer Stern.

Winterbild.

Damm und Graben überschnit,
Blatt der Strom gefroren,
Seine Ufer ziehen weit
In den Duff verloren.

Wiese und im Wald den Bach
Such' ich heuf' vergeblich,
Statt der Farben mannigfach
Alles weiß und neblig.

Gleich als käm' ich auf Besuch
Einem Freunde wieder,
Doch es deckt ein Leichentuch
Seine starren Glieder.

Martin Greif.